

Das Standbild in der Sonne

Autor(en): **Renard, Maurice**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **2 (1926)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833680>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Standbild in der Sonne

VON MAURICE RENARD

(Nachdruck verboten)

Wir hatten den Lykabetos erstiegen, um den Mondschein auf dem Meer ruhen zu sehen. Phidias liebte dieses Schauspiel, und wenn ihn die Lust anwandelte, sich daran zu erquicken, so hätte keiner seiner Schüler ihn im Stich gelassen, sei es aus Höflichkeit, sei es aus gleichem Geschmack. Ich gehörte zu letzteren, denn auch ich liebte die Mondscheinnächte auf dem Meer. Und dann, Phidias wußte es wohl: in der Werkstatt war Koröbos sein Liebster, denn liebedienerisch ahmte Koröbos die Art und selbst die Unart des Meisters nach; im Freien war es Agorakritos, auf dessen Schulter er sich im Gehen stützte, denn Agorakritos war von großer Schönheit; aber zu wem sprach der Meister in den Nächten des Lykabetos am häufigsten? Zu Kritias. Und warum wohl, wenn nicht deshalb, weil er meine Seele erriet und spürte, wie sie Freude erfüllte über das Mondlicht auf dem Meeresspiegel.

Und in Wahrheit, nichts verzaubert mich so wie dieser Anblick.

Aber vor allem lieb ich es, wenn Phoebé sich aus dem Horizont der Fluten hebt und aus den Wellen gebiert wie Aphrodite selbst. Nun, dieses Wunders sind die Athener beraubt. Sie müssen sich einer langen Reise unterziehen und den Raum zwischen Pentelikon und Hymettos im Auge behalten, wenn sie dem Aufstieg des Mondes aus dem Meer beiwohnen wollen. Nur die Enthusiasten, die den Lykabetos ersteigen, entdecken ein Eckchen des Golfes, zwischen dem Berg der Bienen und den Hügeln von Salamis, und wenn der wandernde Mond schon weit von seinem Ausgangspunkt entfernt ist, sieht man von da oben das Meer schimmern und leuchten, als ob alle seine Fische in dem opalisierenden Flimmern ihrer Schuppen auf seinem Spiegel sprängen und spielten.

Deshalb ersteigen wir den Lykabetos, um das Mondlicht auf dem Meer zu sehen.

Attika schlief unter der sternklaren Nacht. Von weitem hörte man das unendliche Gemurmel der ruhlosen Wellen. Näher schon ertönte das Froschquaken des Ilissos wie durcheinandergeschüttelte Schellen, und im Schilf des kleinen Flusses, spielten die Kröten ihre eintönige Syrinx. Athen lag zu unseren Füßen hingebettet, und die schützenden Eulen zogen darüber ihre Kreise. Unsichtbare Blumen hauchten ihre Düfte aus, die bis zu uns heraufdrangen, — vielleicht kamen sie von den Rosenbüschen an den steilen Hügelflanken, vielleicht sogar aus der Stadt herauf. Ganz in der Tiefe mischte sich das dunkle Grün ihrer Gärten mit den schwarzen Schatten ihrer Häuser. Zwei, drei Lichter erglänzten noch aus den Fenstern eines Palastes. Sie erloschen mit den letzten Geräuschen und dem Froschor des Flusses. Nun hörte man nichts mehr als das Meeressrauschen, in das sich bald die tausend Flüsterlaute der Stille mischten.

Phidias sprach zu mir:

«Sieh, Kritias, sieh, wie sehr die Nachtluft einem reinen Gewässer gleicht... Sieht es nicht aus, als ob die Stadt im Grunde des Mondscheins versunken daliege, wie auf dem Grunde eines schönen Sees — durchsichtiger als eine Quelle und unendlicher als der Ozean! Sieh: in dieser Nacht ist Attika eine Ebene auf dem Meeresspiegel, und die Stadt der Pallas sieht wirklich aus wie eine Tote, — so wird sie vielleicht in der Wahrheit eines Tages aussehen und diese Stunde spielt damit, sie so zu verwandeln.»

Und so war es.

Vor uns lag das Bild einer versunkenen Ruinenstadt. Da waren Vorstädte, die mit ihren baufälligen Häusern schon immer nach Verfall und Zerrüttung ausgesehen hatten. Andererseits ließen die reichen Bürger zu jener Zeit des Gedeihens mit verschwenderischer Freigebigkeit bauen, und Perikles hatte die Errichtung von Tempeln und Bogen in verschiedenen Vierteln angeordnet; nun schienen die halberstürzten Gebäude in den Strahlen des launischen Mondes halb zerstört. Selbst der Parthenon erhielt die Täuschung aufrecht. Er war damals keineswegs, was er heute ist, und erlöste noch nicht das Chaos des Felsens Akropolis zu heiterer Schöne; kaum hoben sich die ersten Linien seiner Umrisse von dem Durcheinander ab, und diese andeutenden Grundmauern sahen jetzt nicht viel anders aus als der Schutthaufen, zu dem zwanzig Jahrhunderte sie einst verwandeln

werden. Mit uns bemühte sich Phidias um die Vollendung dieses Werkes; Gerüste umgaben es von allen Seiten, und ich konnte vom Gipfel des Lykabetos aus meinen Arbeitsplatz unterscheiden: auf der Höhe des Fries' bei dem zweiten Triglyphen der westlichen Mauer.

Der Bildner der Unsterblichen sezufte. Seine Augen träumten in diese Luftspiegelung hinein, und angesichts all der heiligen Stätten, in denen seine Werke wohnten, die nun wie wellenüberfüllte Ruinen aussahen, gedachte er wohl der

«Wetten wir eine Drachme!» antwortete Solon, «ich halte auf Alabaster vom Pentelikon!»

Aber Phidias hörte auf die Perlen des Wohltales, die, sich lösend, stiegen — Stille gebietend legte er den Finger auf den Mund. Dann fiel er in eine stumme, langwährende Versunkenheit, aus der heraus er plötzlich den Kopf beugte, und aus Gedanken wie aus Schmerzen brach eine Klage:

«Wie weit, wie weit dies alles! Alter liegt darauf und Staub der Zeit!»



La Gytanera

die rassige spanische Tänzerin, gastiert im Zürcher Palais de Danse

Zerbröckelung des Marmors und des Ruhmes in der unerbittlichen Sintflut, deren Tropfen die verrinnenden Minuten sind.

Plötzlich erklang die Stille. Von der Stadt aufstieg ein Ton zum Mond wie der verzauberte Ruf einer Märchenkröte. Erst einer, dann ein anderer, dann noch einer und wiederum einer — alle gleich — sie reichten sich aneinander wie klingende Perlen, die in die Stille aufliegen, eine nach der anderen, eine Schnur runder Blasen, die aus den schlafenden Wassern des Schweigens aufstiegen, und der Mond schien die letzte von ihnen zu sein, bereit, auf der Oberfläche zu zerplatzen, ganz oben im hellen Licht.

Jeder von uns hatte das Ohr gespitzt. Das Geräusch war uns vertraut und Alkamenos sagte spöttisch:

«Welcher Betrunkenen ist so betrunken, daß er zu dieser Stunde weiß?»

Denn es war das Klopfen des Meißels auf Marmor.

«Ich erkenne den Marmor von Paros» — sagte Agorakritos, «er klingt so hell!»

Ich fragte:

«Meister, woran erinnerst du dich unter solchen Tränen? Die Geister vergangenen Unheils suchen dich heim — verjage sie — genieße den Augenblick, der uns gehört... Oder noch besser: ruf dir deine Triumphe ins Gedächtnis!»

«Kritias,» antwortete er nach einer Weile, «wenn schon der Blick in das Kommende nichts anderes als Schrecken hervorruft — so ist das Gedächtnis in Wahrheit ein Born der Tränen. Die Götter haben ihm eine wechselnde Maske gemeißelt: je nachdem die Erinnerungen heiter oder traurig sind, spiegelt sein geheimnisvolles Antlitz Freude oder Schmerz; aber immer, immer quellen Tränen aus seinen Augen...»

«Sicherlich,» antwortete Koröbos, dieser Schmeichler. «Aber um Phidias solche Klagen zu erpressen, bedarf es schon des Gedenkens außerordentlicher Freuden oder unerhörter Leiden. Es muß Kummer über alle Maßen damit verbunden sein oder wenigstens Erneuerung eines brennenden Schmerzes.»

Phidias antwortete:

«Es ist der Schmerz um mein schönstes Standbild.»

«Das schönste!» schrie ich.

Und ein Stimmengewirr erhob sich, — einer wies auf die Akropolis, einer nach Delphi, der andere auf das Metroon.

«Meinst du die schirmende Athene Promachos? — den Apollo — Ist es eine von den Dreizehn für Marathon? Ist es die Kypris-Urania?»

«Es ist die eine nicht und nicht die andere. Das Schicksal meines Meisterwerks ist wunderbar: kaum vollendet, zerstörte ich es.»

«O! — Beim Zeus! Welch ein Unglück! — Dein Meisterwerk zerstört?! — O! Oimoi! Ein Standbild des Phidias! — Und das schönste! Wie ist das zugegangen? — Und wann ist es geschehen?»

«Dies geschah in der dreiundsiebzigsten Olympiade unter dem Archontat des Lykas, als mein Haar noch blond und lockig fiel. Und schuld an allem trug eine Mondnacht; so ähnlich der heutigen, daß ich versucht bin, zu fragen, ob es nicht dieselbe, geisterhaft wiedergekehrte sei — und ob da in der Tiefe nicht der Schatten meiner Jugend unter gespensternden Sternen ein Standbild fornt... Und morgen, wenn Aurora hinter ihm aufflammt und den Hymettos in einen friedlichen Vulkan verwandelt, dann erhellt sie sicherlich noch einmal den Frühlingsmorgen, an dem sich die Geschichte zutrug.»

Ich will sie erzählen.

In diesem lykadieschen Jahr hatte mein Name als Bildhauer schon guten Klang, trotzdem ich der Malerei erst vor kurzem abgeschworen hatte, und ich besaß in der Straße der Hermen ein kleines Haus aus weißem Marmor mit einem Hof in der Mitte. Dort, im Atrium unter einem purpurnen Zelt war meine Werkstatt während der milden Sommerzeit.

Ich sehe noch mein Zimmer und die Mainacht, von der ich spreche. Ein weißes, kahles Zimmer; durch das Fenster dringt ein blasser Strahl, der langsam auf dem Boden zurückweicht und von Fliese zu Fliese wandert; er scheint auf einem Mondquadranten die Stunden meiner Schlaflosigkeit abzumessen.

Denn schlafen konnte ich nicht. Eine Besessenheit zwingt mich zu wachen. Immerfort steht, wie in einem Delirium, die fast vollendete Arbeit vor meinen inneren Augen, die Statue, die mich mit dem Tag im Atrium erwartet, um zum letztenmal unter dem Meißel zu erben.

Aber das Bild der marmornen Najade, das mir vor Augen stand, entsprang dem Schoße böser Gaukelspiele; in ihrem Fieberbann sah ich ein zerstörtes Antlitz und verzweifelte daran, die Züge des geliebten Urbilds wiederzufinden: nein, dies sind nicht die Schwimmbewegungen ihrer Arme... Ihr Lächeln war sanfter... dies stimmt nicht mehr, und das ist verwandelt...

Wer von euch, meine Kinder, kennt diesen Angstschweiß, diese Beklemmungen nicht? Ihr kennt sie alle. Ich weiß es. Nun, ihr wißt, nicht wahr, so seltsam es klingt: man reißt sich schwerer aus dieser Schlaflosigkeit als aus dem tiefsten Schlaf. In dieser Nacht mußte ich übermenschliche Kräfte anstrengen, um ihr zu entkommen —

Indes, ich rettete mich aus dem Bett. Und da stand ich nun auf der Schwelle vor der Figur.

Ruhm und Preis den Göttern! Sie ist dieselbe. Ja man könnte fast sagen: sie ist mehr sie selbst als je. Denn der Mond, Helfershelfer meiner Wünsche, vollendete mein Werk mit seinen Künsten, er verstärkte noch die Ähnlichkeit des Abbilds mit der, die man «Die Najade» nannte. Sein wässriges Licht erfüllte den Hof: der wurde zu einem Märchenbrunnen, in den irgendeine Wirklichkeit versenkt war. Die fahle Nacktheit meiner Statue war in das flüssige Halblight getaucht, und ihre bleichen Töne wurden zur Blässe der Badenden unter dem kristallenen kühlen Spiegel eines Beckens. Nais! Nais stand plötzlich da! Irgendein Hereingeschneiter hätte diesen ihren Namen ausgesprochen beim Anblick des verklärten Steines. Und er hätte gedacht: «Hier steht wahrhaftig die Geliebte des Phidias — Nais, die Tänzerin, die tanzt — wie die Najaden schwimmen.»

Nais! Ach! — Nais! — Sie ist nur mehr eine handvoll Asche in einer Urne —

(Schluß folgt.)